

Andreas G. Weiß

Streiten verbindet!

Was wir vom
Stammtisch
lernen können

Anton Pustet
Verlag

Inhalt

Einleitung – Warum wir das Streiten nicht verlernen dürfen	7
---	---

TEIL I: Wo das Gespräch verstummt – Von verlorenen Orten zu einer neuen Haltung	19
---	----

Wo es dampfte, dachte man – Über Kontroversen an längst vergessenen Orten	21
--	----

Das, was fehlt – Der Stammtisch als verlorene Institution	37
--	----

Habermas' Albtraum – Vom Zerfall der Gesprächsräume	47
--	----

TEIL II: Jenseits der Ausweichmanöver – Die Neuentdeckung der Streitfähigkeit	63
---	----

Störung von nebenan – Menschliche Nähe, die irritiert	65
--	----

Alltagsintelligenz und Ambiguität	81
-----------------------------------	----

Con-Trust – Vertrauen im Widerspruch	94
--------------------------------------	----

TEIL III: Konfliktzonen und Streitorte – Von Räumen der Reifung	115
---	-----

Das Geheimnisvolle des Widerspruchs – Streit als spiritueller Prozess	117
--	-----

Streiten lernen – Con-Trust im Angesicht des Unvereinbaren	127
---	-----

Gesellschaft(en) ohne Harmoniezwang – Die Würde des Uneinigen	141
--	-----

Was bleibt, wenn man bleibt – Die Kunst der Gegenwart	156
--	-----

Epilog	165
--------	-----

Danksagung	167
------------	-----

Anmerkungen	169
-------------	-----

Einleitung – Warum wir das Streiten nicht verlernen dürfen

Es war nicht geplant, dass sich einer von uns erhebt. Unsere Freundesrunde war wie immer: halb ironisch, etwas erschöpft vom Alltag, aber gut geerdet im Gewohnten. Irgendwer hatte etwas gegen Gendern gesagt, jemand anderes gegen das Anti-Gendern. Einer nuschelte etwas von früher, einer verdrehte die Augen. Und dann kam dieser eine Satz: „Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“ Kein Aufschrei. Kein Widerspruch. Nur Stille. Diese eigentümliche, unbequeme Stille, die sich ausbreitete wie verschütteter Kaffee. Einer nach dem anderen zahlte und ging nach Hause.

Wenn Gespräche kippen – Präsenz statt Rückzug

Was tun, wenn ein Gesprächsrahmen plötzlich kippt? Wenn aus einer Diskussion Gehässigkeit wird – oder Schweigen? Wenn man nicht weiß, ob man sich einmischen soll oder es lieber bleiben lässt, weil der andere vielleicht nur provozieren möchte? Wenn Einigkeit bequemer wäre?

Momente wie diese kenne ich gut – nicht nur aus privaten Runden, sondern aus Klassenzimmern, Gremien, Fortbildungen. Solche Situationen entstehen an Universitäten genauso wie in Pfarrzentren, politischen Akademien oder in Wirtshäusern. Nicht jede Situation verlangt den Mut, zu

widersprechen. Aber ich glaube, dass man genau dann hinschauen muss, wenn es unbequem wird – weil dort das beginnt, was ich in diesem Buch „Con-Trust“ (gesprochen wie „Kontrast“) nennen möchte. Doch so weit sind wir noch nicht.

Es geht mir keinesfalls darum, das Streiten oder jeglichen Zwist zu romantisieren. Ich will diese Konfrontationsformen aber zu einem guten Teil entdämonisieren. Nicht alles, was laut ist, ist mutig und richtig. Aber auch nicht alles, was höflich und harmonisch klingt, ist differenziert und ehrlich. Zwischen Cancelln und Aushalten, zwischen Talkshow und Twitter liegt eine zwischenmenschliche Sphäre, die wir dringend neu vermessen müssen: der Raum des produktiven Widerspruchs. Dieser Bereich ist weder links noch rechts, weder digital noch analog. Er ist menschlich. Und damit oft unübersichtlich, verletzlich und komplex. Aber genau dort – inmitten von Reibung und Ringen –

* Der Begriff „Con-Trust“ wurde vom Autor unabhängig von der Frankfurter Forschungsplattform als Neologismus aus „contra“ und „trust“ entwickelt. Er bezeichnet in diesem Buch eine dialogische Haltung auf der Ebene des Alltäglichen: im zwischenmenschlichen Miteinander, in Bildungsprozessen, in der demokratischen Gesprächskultur. Dabei wird Differenz nicht als Bedrohung, sondern als notwendiger Reibungsraum für Reifung, Beziehung und Einsicht verstanden. Unabhängig davon besteht seit 2021 ein interdisziplinärer Forschungsverbund unter dem etablierten Namen ConTrust an der Goethe-Universität Frankfurt mit dem Land Hessen und weiteren Forschungsträgern (vgl. <https://contrust.uni-frankfurt.de>), der Vertrauen in politischen und gesellschaftlichen Konflikten untersucht. Die thematische Schnittmenge ist nicht zufällig – auch dieses Buch interessiert sich für Vertrauen im Widerspruch. Doch während sich das genannte Projekt vor allem auf systemische, institutionelle und internationale Konflikte konzentriert, steht „Con-Trust“ hier für Vertrauen, das sich gerade im Dissens bewährt.

liegt vielleicht unsere größte Hoffnung auf das, was wir glauben, schon fast verloren zu haben: eine Gesprächskultur, die uns nicht trennt, sondern herausfordert.

Lernräume der Differenz

Wir kennen diese Orte, an denen sich Biografien kreuzen, die im Alltag kaum nebeneinander Platz nehmen würden. Räume der Differenz – und des Dialogs. Bei meiner Tätigkeit als Vortragender, Autor und Lehrender darf ich oftmals Szenarien lebhafter Diskussionen mitverfolgen. Dort begegnen sich Menschen unterschiedlichster Herkunft, mit verschiedenen religiösen Bekenntnissen oder säkularen Weltanschauungen: Studierende und Pensionist:innen, Unternehmer:innen und Arbeitsuchende, Handwerker:innen, Menschen mit Migrationserfahrung und junge Eltern ebenso wie skeptische Jugendliche. In diesen vielfältigen Runden entwickelt sich nicht selten eine sehr wertvolle Gesprächskultur: respektvoll im Ton, beherrscht in der Sache, getragen von der Bereitschaft, das eigene Lebenswissen mit dem oder der anderen zu teilen.

Gerade die Unterschiedlichkeit macht jede Diskussion zu einem Lernraum. Theorie trifft auf Praxis, intellektuelle Neugier auf handfeste Lebenserfahrung. Für dieses Vertrauen, die Offenheit und die oft unerschrockene Lust am Widerspruch bin ich allen Teilnehmenden unendlich dankbar. Ohne ihre Fragen, Zweifel und Ermutigungen gäbe es dieses Buch nicht.

Wo Fragen offen bleiben dürfen

Ich könnte weder Theologie noch Philosophie oder Gesellschaftsanalyse betreiben, wenn mein Denken nicht immer wieder durch diese Konfrontationen mit dem Alltag herausgefordert würde. Jede Perspektive, jede Idee verdanke ich konkreten Begegnungen: einem aufmerksamen Zuhören am Rand eines Seminars, einem hitzigen Wortwechsel bei einem Vortrag, einem stillen Blick in einer Bibliothek, dem leisen Zweifel einer Teilnehmerin. In solchen Momenten offenbart sich das ganze Spektrum gelebter Wirklichkeit.

Dieses Buch ist darum mein kleines Bekenntnis zur Dissonanz und zu Fragen, die offen bleiben dürfen – ja, offen bleiben müssen. Vorschnelle Lösungen oder simple Urteile mögen kurzzeitig entlasten, doch sie verschleiern die vielschichtigen Konturen des Lebens. Gerade dort, wo eine Leerstelle schmerzt, entsteht der Raum, in dem etwas Neues keimen kann.

Im tieferen Sinn ist dies ein Ort der Neuschöpfung – ein kostbarer Freiraum, in dem Menschen unverhofft das empfangen, womit sie nicht gerechnet haben: Hoffnung jenseits der eigenen Pläne, Erkenntnis jenseits gewohnter Kategorien, Gemeinschaft jenseits ideologischer Lager. Dieses Buch lädt dazu ein, solche Reibungspunkte nicht zu fürchten, sondern als inspirierende Unterbrechungen zu begrüßen.

Wenn Begegnung verschwindet

Der Verlust solcher Gesprächsorte ist für die gegenwärtige Welt kein bloß kulturelles Phänomen. Er ist ein Symptom. Wenn das Gasthaus schließt und der Verein stirbt, dann verschwinden nicht nur analoge Räume – es verliert sich auch eine Praxis: das geduldige Sich-Einlassen, das Reden über Gott und die Welt mit Menschen, die ganz anders denken. Ohne diese Praxis verlernen wir das Streiten – und damit das Reifen.

Darum geht es in diesem Buch: um eine Rehabilitation des Gesprächs, das Streiten, um zu verstehen – und die Notwendigkeit, Kommunikation und Beziehung selbst in Auseinandersetzung und Differenz nicht aufzugeben. Denn: Auch wenn das Streiten mit Mitmenschen alles andere als angenehm ist, ist es dennoch ein Zeichen dafür, dass wir mit anderen Personen im Kontakt sind. Zwar nicht in Harmonie, aber im gemeinsamen Ringen. Der Stammtisch, so vorbelastet der Begriff sein mag, dient hier als Denkbild für eine demokratische Auseinandersetzung auf Augenhöhe, für eine Kultur des produktiven Dissens. Er steht nicht für dumpfen Parolenaustausch, sondern für jene widerständige Form des Diskurses, die vom Leben her denkt und die Menschen zusammenbringt – zwischen Kirchentag und Küchentisch.

Leere Tische, verstummte Gespräche

Der Stammtisch ist ein Ort, der missverstanden werden kann – und der gerade deshalb ein geeigneter Ausgangspunkt für dieses Buch ist. Zu oft gilt er als Chiffre für

Stumpfsinnigkeit. Doch wer ihn nur so liest, verkennet seine Bedeutung. Der Stammtisch ist kein idealer Ort: kein Raum vollendeter Argumente, kein Forum moralischer Reinheit – und genau darin liegt sein gesellschaftlicher Wert.

Am Stammtisch wird tastend gesprochen. Manche Sätze bleiben unvollendet und Positionen werden laut oder widersprüchlich formuliert. Diese stotternde Artikulation ist kein Defizit, sondern Ausdruck einer demokratischen Grundsituation: Menschen ringen um Worte für Erfahrungen, die sich nicht glatt einordnen lassen. Der Stammtisch ist kein Ort fertiger Urteile, sondern des Suchens.

Gerade darin liegt seine Zumutung. Wer sich an einen Tisch setzt, an dem Andere anders denken, sprechen und leben, setzt sich einer Differenz aus, die nicht kontrollierbar ist. Der Stammtisch macht die Koexistenz unterschiedlicher Perspektiven deutlich – ohne Ausweichbewegung. Er ist kein Raum der Harmonie, sondern der Reibung, und dennoch ein Ort der Beziehung.

Hier wird gestritten über das, was Menschen konkret betrifft: über Arbeit und Anerkennung, über Stadt und Land, über Moral und Lebenswirklichkeit. Nicht alle Stimmen sind gleich reflektiert, nicht alle Positionen gleich plausibel – aber alle verweisen auf eine soziale Wirklichkeit, die gehört werden will. Der Stammtisch glättet diese Unterschiede nicht. Er hält sie aus.

Nicht der Stammtisch, den viele meinen

Wenn ich von einem Stammtisch spreche, meine ich nicht jene Gesinnungstreffen, die das Wort heute oft meint: den „Literaturstammtisch“, den „Fußballstammtisch“ oder ähnliche analoge Formen sozialer Bubbles, in denen Menschen zusammenkommen, weil sie sich ohnehin ähnlich sind. Der Stammtisch, von dem ich rede, ist etwas anderes: ein (halb-)öffentlicher Ort, an dem Unterschiedlichkeit nicht störend, sondern konstitutiv ist. Ein Tisch, an dem sich Menschen nicht versammeln, weil sie ein Thema oder eine Identität teilen, sondern weil sie gerade in ihrer Verschiedenheit miteinander ins Gespräch kommen wollen – oder zumindest nicht davor zurückschrecken.

Zugleich sind Stammtische niemals abstrakte Idealräume. Sie spiegeln immer die Lebensweise und den sozialen Kontext, in dem sie entstehen: In einem Bergdorf funktioniert ein Stammtisch anders als in einem abgelegenen Tal, anders als in einer mittelgroßen Stadt. Und selbst dort unterscheiden sich die Dynamiken zwischen wohlhabenden Vierteln, klassischen Arbeiter:innenbezirken oder migrantisch geprägten Nachbarschaften. Jeder Stammtisch ist ein eigenes kleines Abbild der Gesellschaft, mit all ihren Spannungen – ein sozialer Mikrokosmos, der zeigt, wie Verschiedenheit im Alltag tatsächlich gelebt wird.

Kein Ort der Unschuld

Dabei ist der Stammtisch als Metapher nicht frei von Problemen. Orte der Begegnung wie dieser waren nie durchgehend offen für alle; sie spiegelten auch soziale

Ordnungen und Ausgrenzungen. Zu dieser Ambivalenz gehört auch der Alkohol, der Gespräche öffnen, Nähe stiften, aber ebenso Grenzen verwischen und Worte entgleisen lassen kann. Der Stammtisch ist kein nüchterner Diskursraum im doppelten Sinn. Gerade deshalb zeigt sich an ihm, wie fragil Gesprächskulturen sind – und wie sehr sie von gegenseitiger Rücksicht leben. Dieses Buch idealisiert den Stammtisch nicht. Es zeigt ihn als Spiegel menschlicher Lebensrealitäten, als Ort, an dem Menschen mit ihren Sorgen, Hoffnungen und Wünschen zusammenkommen.

Der Stammtisch ist in diesem Sinn keine Idylle, sondern ein Ort der Ambivalenz. Gerade deshalb fordert er dazu heraus, die Ansichten des Anderen nicht vorschnell zu verwerfen, sondern ihn als Gegenüber anzuerkennen – auch dann, wenn seine Sprache sperrig ist, seine Haltung irritiert und der eigene Widerspruch gefordert ist.

An dieser Stelle erwächst die zentrale These dieses Buches: Was wir brauchen, ist eine Ethik der verbundenen Andersheit, eine Form der zwischenmenschlichen Klammer, selbst wenn man in einzelnen Fragen und Themen nicht derselben Meinung ist: Ich mute mich dir zu – und traue dir, dass du mir widersprichst, um mich möglicherweise weiterzubringen. Es ist das Vertrauen in die Reibung, nicht in den Konsens. Die Hoffnung auf Resonanz im Dissens. Und die bewusste Würdigung eines Gegenübers, das mir vielleicht fremd bleibt, dessen Erfahrungen sich meiner Deutung entziehen können – und das gerade deshalb unverzichtbar ist für ein Zusammenleben, das sich nicht in Abschottung oder oberflächlicher Harmoni-

sierung erschöpft. So gesehen ist ein offener und ehrlicher Streit in vielen Fällen Ausdruck einer tieferen Verbundenheit als eine gespielte Eintracht: Menschen, die es wagen, direkten Widerspruch zu üben, stehen uns deshalb oftmals näher als teilnahmslose Gesprächspartner:innen.

Kein erzwungener Streit, aber auch kein Ausweichen

Was Sie in diesem Buch erwartet? Es ist kein Handbuch für gewaltfreie Kommunikation. Kein Lob der Lauten. Kein weiterer Versuch, mit rhetorischer Selbstvergewisserung die Gesellschaft in ein neues Konsensformat zu überführen. Vielmehr eine Einladung, sich auf eine Haltung einzulassen, die Differenz nicht glättet, sondern ernst nimmt.

Die methodische Perspektive ist dabei interdisziplinär: Philosophische Überlegungen werden mit sozialgeschichtlichen Betrachtungen verbunden und durch theologische Deutungen sowie bildungstheoretische Anschauungen über Weltaneignung, Selbstwerdung und Ambiguitätstoleranz ergänzt. Streit wird nicht nur als politische Ausdrucksform verstanden, sondern als kulturelle, soziale und geistige Praxis, die eingeübt, gepflegt, herausgefordert und geschützt werden muss.

Was heute fehlt, ist eine Form des Miteinanders, die Widerspruch nicht als Störung, sondern als Chance begreift. Eine geistige Offenheit, die durch Differenz wächst und die Gesellschaft verbindet.¹

Dieses Buch will zeigen, warum wir das Streiten wieder lernen müssen. Der Text nimmt dabei drei größere Bewegungen auf: Im ersten Teil spüren wir den Symptomen einer beschädigten Streitkultur nach – von der Erosion öffentlicher Gesprächsräume über die digitale Fragmentierung bis hin zur Reduktion des Stammtisches auf einen Ort dumpfer Parolen. Der zweite Teil widmet sich den gesellschaftswissenschaftlichen, philosophischen und theologischen Grundlagen einer Haltung, die ich mit dem Begriff „Con-Trust“ zu fassen versuche: ein Vertrauen im Widerspruch, das darauf setzt, trotz Meinungsverschiedenheiten im Gespräch zu bleiben. Im dritten Teil schließlich suchen wir nach konkreten Räumen und Praktiken, in denen diese Haltung gelebt, gelernt und weitergegeben werden kann – in Bildung, Gesellschaft und Spiritualität. Denn Streit, so die Überzeugung dieses Buches, ist keine Gefahr für die Demokratie, sondern ihr vitalstes Lebenszeichen. Auf diese Weise wird die Idee einer Haltung entwickelt, die die Aussagen des Gegenübers wertschätzt, ohne ihnen zwangsläufig zustimmen zu müssen. Es geht um eine Form der Begegnung, um einen respektvollen und offenen Umgang im Zwischenmenschlichen, der nicht auf den Sieg im Streit, sondern auf den Wert der Auseinandersetzung zielt. Diese Haltung fördert die Bereitschaft, den Standpunkt des anderen zu hören, ohne ihn sofort zu verurteilen oder abzulehnen.

Was wurde aus unserer Freundesrunde nach dem Gesprächsabbruch?

Die Irritation an diesem Abend war perfekt, der Diskurs beendet, die Positionen offenbar unvereinbar. Ein kurzer Moment, in dem alles danach aussah, als wäre es das jetzt gewesen. Doch wie ging es weiter?

Ganz einfach: Wir haben uns schon bald wieder getroffen. Sehr bald. Vielleicht sogar am nächsten Tag. Wir haben sicher wieder kontrovers diskutiert. Wir haben uns wahrscheinlich wieder gestritten – vielleicht über dasselbe Thema, vielleicht über ein ganz anderes. Unsere Standpunkte haben sich nicht unbedingt nach jedem Streit verändert, unsere Persönlichkeiten aber sehr wohl: weil wir um die Meinung der Anderen wussten, diese respektierten und uns wieder an einen Tisch setzten. Wir haben weiter miteinander geredet, weil wir einander achtungsvoll begegneten. Wir haben an unserer Freundschaft festgehalten, gerade weil wir unterschiedlich waren und den jeweils Anderen oftmals „aushalten“ mussten. Unsere kleine Runde aus fünf bis acht höchst unterschiedlichen Charakteren, aus verschiedensten universitären Fachrichtungen, Bundesländern, Lebensformen und Temperamenten, war so divers wie in diesem Rahmen möglich – und gerade deshalb ein wertvoller Anker während meiner ganzen Studienzeit. Die Gespräche, die Reibungen, das Ringen miteinander haben uns geprägt. Und genau das schätzten wir aneinander und verband uns – bei aller Differenz, und gerade wegen ihr. Dieser Freundesgruppe, den „Sporianern“, ist dieses Buch gewidmet.

TEIL I:

Wo das Gespräch verstummt

Von verlorenen
Orten zu einer
neuen Haltung

Wo es dampfte, dachte man – Über Kontroversen an längst vergessenen Orten

Aufklärung im Kaffeehaus

Man stelle sich einen Vormittag im Paris der 1750er-Jahre vor: ein Kaffeehaus an der Rue Saint-Honoré, ein Tisch, auf dem Zeitungen liegen, Stimmengewirr, ein Kellner mit blechernem Tablett, Gesprächsfetzen über Politik, Philosophie, Religion. Zwei Personen sind tief in eine emotionale Debatte verstrickt.

Man merkt sofort: In diesem Gespräch treffen Welten aufeinander. Die eine Person: Denis Diderot, lebhaft und gestreut, stets bereit, eine These weiterzutreiben oder eine neue Pointe hinzuzufügen. Sein Widerpart an diesem Tag ist niemand Geringerer als Jean-Jacques Rousseau. Er spricht zurückhaltender. Womöglich über ein Manuskript gebeugt, reagiert er vielleicht nur kurz angebunden auf die Ausführungen seines Gesprächspartners. Er ist aber nicht passiv und keinesfalls ausweichend. Er stellt sich in aller Förmlichkeit, als Person und als Philosoph, der Auseinandersetzung mit dem Andersdenkenden.

Die beiden Männer kennen einander; sie haben sich schon oft getroffen, miteinander diskutiert und gestritten. Sie bewegen sich im gleichen intellektuellen Milieu von Paris, begegnen einander bei gemeinsamen Bekannten, bei langen Gesprächen über Literatur, Moral und Gesellschaft.²

Zwischen ihnen liegt eine Spannung wie zwischen zwei entgegengesetzten Polen. Ihre Ansichten entspringen völlig anderen Grundsätzen und sie kommen zu höchst unterschiedlichen Schlussfolgerungen. Sie wissen um ihre verschiedenen Standpunkte und sind sich dennoch bewusst, dass der andere stets Teil des eigenen Denkens bleibt: als Gegenfigur oder als unbewusste Negativfolie, in manch zögerlicher Zustimmung, vor allem aber im bleibenden Widerspruch.

Die Differenz zwischen Diderot und Rousseau ist inhaltlich bekannt: auf der einen Seite das Vertrauen des Enzyklopädisten in Vernunft, Wissen und kulturellen Fortschritt und auf der anderen Seite Rousseaus skeptischer Blick auf die Zivilisation – sein Blick auf den Menschen in all seinen Facetten sowie seine Suche nach Natur und zwischenmenschlicher Glaubwürdigkeit.³ Doch wichtiger als der philosophische Gegensatz ist hier die Praxis, in der er ausgehalten wurde. Das Streiten war nicht nur Teil der Sache – es war die Sache selbst.

Die kultivierten Auseinandersetzungen

Was sich damals in einem Kaffeehaus oder bei gesellschaftlichen Zusammentreffen abspielte, war mehr als nur Konversation unter Gebildeten. Es ist ein Beispiel dafür, wie Streiten in der Moderne zur Grundlage gesellschaftlicher Selbstverständigung wurde. Die Kaffeehäuser der Aufklärung waren keine Elfenbeintürme, sondern halböffentliche Räume: niedrigschwelliger als akademische Lehrstuben, aber intellektuell anspruchsvoller als der

Straßenmarkt. Sie ermöglichten Auseinandersetzungen mit Widerspruchspotenzial – mit Publikum und oft ohne Einigung.

Entscheidend ist: In diesen Kaffeehäusern wurde gestritten, um zu verstehen, zu schärfen, zu entlarven – manchmal auch einfach, um gehört zu werden. Und all dies geschah in dem Bewusstsein, dass man sich irren kann. Dass Argumente nachhallen, Meinungen reifen, Positionen sich ändern dürfen, war Teil dieser Erfahrung. Man sah sich wieder. Am nächsten Tag, mit denselben Widersprüchen – oder anderen. Der Streit war nicht final, sondern fortsetzbar.

Heute gilt das Kaffeehaus dieser Zeit als Geburtsort der modernen Öffentlichkeit. Rückblickend scheint es ein nahezu idealer Raum gewesen zu sein – durchlässig, diskursiv, bürgerlich. Doch diese historische Wertschätzung kontrastiert auffällig mit einem anderen Ort, der ähnlich funktionierte, nur unter anderen Vorzeichen: dem Stammtisch.

Während das Kaffeehaus zur „Bühne der Vernunft“ verklärt wurde⁴, hat der Stammtisch im öffentlichen Bewusstsein seinen Ruf verspielt. Er steht für Pöbelei, dumpfe Parolen, enges Denken. Ein Ort der Lauten, nicht der Nachdenklichen. Und doch – oder gerade deshalb – lohnt es sich, diesen Ort genauer anzusehen. Denn dort, wo gestritten wird, wo Menschen in Gegenwart des Anderen ihre Meinung sagen, zeigt sich etwas, das die idealisierten Diskursräume oft ausklammern: das alltägliche, widersprüchliche, streitfähige Menschsein.

Produktiver Streit als Motor für die Demokratie

Gesellschaften zerbrechen nicht am Streit – sie zerbrechen am Gesprächsverlust. Denn Polarisierung und das Abwandern von Debatten in digitale Blasen beeinträchtigen zunehmend den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Genau hier setzt Andreas G. Weiß an. Er tritt für eine vergessene Kulturtechnik ein: den produktiven Widerspruch. Der Stammtisch dient ihm dabei als Metapher für eine Dialogkultur, die Differenz aushält – authentisch, menschlich und ehrlich.

Dieses Buch ist ein leidenschaftliches Plädoyer für eine neue Streitkultur: Konfliktfähigkeit lernen, Diskurs aushalten und selbst im Angesicht des Unvereinbaren im Gespräch bleiben – das ist die Kunst, die Weiß beschreibt. Ein unverzichtbares Werk für alle, die Demokratie, Debattenkultur und Zusammenhalt in unserer Gesellschaft nicht missen wollen.



9 783702 512217